

**Gottesdienst am 12.04.2015 (Quasimodogeniti) in der St. Matthäus-Kirche zu Berlin im Rahmen der Reihe „Sinn : Bild : Zeichen“ (Altarbild: Franz Hitzler, Kreuz, 1986), Predigt von Bischof Prof. Dr. Martin Hein, Kassel**

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserem Vater und dem Herrn Jesus Christus, der tot war – und siehe, er lebt.



Es geschah im Jahr 1605, liebe Gemeinde. Der dem reformierten Glauben anhängende Landgraf Moritz von Hessen-Kassel entfacht in den Kirchen seines Territoriums einen Bildersturm dramatischen Ausmaßes. Alles „Menschenwerk“, wie er es nennt, wird unter Einsatz militärischer Gewalt aus den Kirchen geräumt. Nichts soll hier mehr gelten als allein die „reine, biblische Religion“. „Religion pur“ – ohne jedes Beiwerk. Tabula rasa – von jetzt auf gleich.

Eine Kulturrevolution von oben war das, deren Narben bis heute im nördlichen Hessen zu sehen und zu spüren sind – verordnet nicht etwa von einem Verächter der schönen Künste, ganz im Gegenteil: Jener Landgraf Moritz ist höchst gebildet. Man nennt ihn nicht „den Großen“, auch nicht „den Starken“, sondern: „den Gelehrten“. Ausgedehnte Reisen haben ihn nach Frankreich, Holland und in die Schweiz geführt. Mehrere Sprachen weiß er fließend zu sprechen. „Westliche“ Bildung bringt er mit. Und er ist ein begeisterter Freund der Musen: Der erste feste Theaterbau auf dem europäischen Kontinent wird in Kassel errichtet. Moritz versucht sich als Dichter, als Komponist. *Er* und niemand anders entdeckt den jungen Heinrich Schütz und holt ihn für einige Jahre an den Kasseler Hof. Unter den meist bornierten Fürsten seiner Zeit ragt er unendlich heraus!

Er verfasst gelehrte Schriften, um die christliche Religion dem einfachen Volk einzuprägen. Allein dem Wort Gottes will er Geltung verschaffen – rein und „sonnenklar“, wie sein Lieblingsausdruck lautet, und fern der theologischen Spitzfindigkeiten seiner Zeit.

Weg also mit allem, was diese Sonnenklarheit verdunkelt! Hat nicht Gott die Zehn Gebote selbst aufgeschrieben? Und sind die nicht schlicht zu befolgen? Also lautet der Beschluss des Landgrafen, allen Untertanen im Jahr 1605 zur gewissenhaftesten Beachtung übermittelt: „Dass die zehn Gebote Gottes, wie sie der Herr selbst geredet, mit seinen eignen Fingern auf die steinernen Tafeln und von Mose in die Bibel geschrieben, gelehrt

und gelernt, und die noch vom Papsttum an etlichen Orten überbliebenen Bilder abgethan werden.“

Keine bildlichen Darstellungen, keine Kunstwerke mehr in der Kirche. Ausrufezeichen! Beileibe nicht aus Kunstverachtung, sondern weil für Moritz die Kirche keine Kunst braucht. Die Frage: „Ist Religion ohne Bilder überhaupt vorstellbar?“ beantwortet er eindeutig. Natürlich ist sie das!

Indes: Das Volk will von den Bildern in den Kirchen nicht lassen. Es regt sich in einigen Gegenden seines Territoriums Widerstand gegen den obrigkeitlichen Erlass. Tumulte entstehen. Doch Moritz lässt sich nicht beirren. Hatte doch auch der fromme König Hiskia die Götzenbilder zerbrochen und die eiserne Schlange des Mose zerschlagen. Moritz fühlt sich zum „zweiten Hiskia“ berufen. In Schmalkalden etwa lässt er aus der Bürgerschaft Geiseln nehmen und vor den geladenen Flinten der Musketiere sechs mit „Götzen“ beladene Wagen abfahren. Was nicht niet- und nagelfest ist, verschwindet aus den Kirchen und wird verbrannt. Die Konsolen bleiben fortan leer. Und wo sich die Heiligenstatuen nicht entfernen lassen, werden ihnen kurzerhand die Köpfe und Hände abgeschlagen. Trostlose Gestalten sind es seither. Die Bilder übertüncht man. Die Tempel Gottes sind gereinigt. Religion pur! Auch diese Geschichte ist ein Beitrag zum Verhältnis von Protestantismus und Bild: Sie zeigt eine dunkle Seite, wo doch eigentlich alles „sonnenklar“ sein sollte.

Was hat den gelehrten, kunstsinnigen Landgrafen geradezu rasend die Bilder in den evangelischen Kirchen stürmen lassen? Ging es ihm nur um die Befolgung des biblischen Wortlauts der Zehn Gebote, der ausdrücklich das Bilderverbot enthält? Oder steckte dahinter unausgesprochen ein anderes Motiv, dem man durchaus einen theologischen Sinn abgewinnen könnte? Arnold Schönberg scheint in einem seiner frühen Werke, den „Vier Stücken für gemischten Chor“ (op. 27), ein kongenialer Interpret des Landgrafen zu sein, wenn er formuliert: „Du sollst dir kein Bild machen!

Denn ein Bild schränkt ein, begrenzt, fasst, was unbegrenzt und unvorstellbar bleiben soll.“

Ist das so? Liegt darin die eigentliche Gefahr der Bilder – besonders dann, wenn sie gegenständlich sind? Wenn es so wäre – und manches, liebe Gemeinde, spricht dafür: Wie steht es dann mit dem Altarbild des heutigen Sonntags Quasimodogeniti – jenem Bild von Franz Hitzler, dem der Künstler den schlichten Titel „Kreuz“ gegeben hat? Anders gefragt: Darf es in der Kirche, wenn überhaupt, allenfalls abstrakte, ungegenständliche Kunst geben, der wir ansichtig werden?

Franz Hitzler hat kein Altarbild gemalt. Aber sein Bild wird dazu, weil es – womöglich gegen alle Intentionen des Malers – seinen Ort heute über diesem Altar hat. Kunst ist autonom. Sie muss es sein und darf sich gegen alle vorschnelle Verzweckung wehren. Sie wird nicht schon dadurch „fromm“, dass sie sich in einer Kirche zeigt. Aber der Raum, in dem wir uns befinden, ist seinerseits eindeutig: Er ist eine Kirche – und das verändert unseren Blick auf das Bild, weil wir unwillkürlich nach den Beziehungen von Kunst und Religion fragen: nach dem Fremden, dem Sperrigen inmitten des Vertrauten. Wir sehen Hitzlers Bild anders, als wenn es in einem Museum hängen würde! Betrachtung ist immer Beteiligung!

Was aber sehen wir? Auch nach längerer Vertiefung in das Bild ist nichts eindeutig – etwa in dem Sinn: Dies stellt das dar, und jenes symbolisiert jenes. Nichts ist bei Hitzlers Bild derart beschränkt und eingegrenzt. Die Bildformen changieren, scheinen sich aufzulösen und ins Fließen überzugehen. Intensiv leuchten die Rot-, Gelb- und Grüntöne, die in der Mitte von kräftigem Blau kontrastiert werden. Die opulente Farbgestaltung setzt eine ungemein suggestive Kraft frei, die einen geradezu in das Bild hineinzieht, um darin kontemplativ zu verweilen. Wir tauchen in die Farbewelt ein, müssen uns ihr hingeben. Hitzlers Bild fordert von uns Andacht. En passant erschließt sich nichts.

Keine Eindeutigkeit, sagte ich. Aber stimmt das wirklich? Während die Farbenwelt uns fast taumelnd in ihren Sog hineinzieht, ist der Rahmen fest und starr, ist räumlich begrenzt, hat Ecken und Kanten: ein Kreuz! So auch der Titel, der nicht mehr aussagt, als was wir ohnehin wissen. Das Bild hat eine Kreuzform – ganz offensichtlich und völlig unbestreitbar! Nur: Was ist damit eigentlich ausgesagt? Nichts, liebe Gemeinde. Kreuze – für sich genommen – tragen in sich keinerlei religiösen Gehalt: Wir kreuzen an, fahren über Kreuzungen, stechen mit Kreuz-Bube, liegen mit anderen über Kreuz. Wer schon das Religiöse vermutet, nur weil uns die Form eines Kreuzes begegnet, denkt zu eng, zu eindeutig, zu vereinnahmend.

Aber nun hängt Hitzlers „Kreuz-Bild“ über dem Altar – und muss sich damit gefallen lassen, zumindest *auch* religiös gedeutet zu werden: nicht endgültig und abschließend, was seiner Autonomie widerstreiten würde, sondern hier und jetzt und *nur* hier und jetzt! Solch eine Deutung im eindeutig bestimmten Kirchenraum bleibt ein Wagnis. Weil nun anscheinend mit Worten gesagt werden soll, was sich eigentlich allen Worten entzieht. Müsste nicht das Bild für sich sprechen – und zwar lautlos und ohne jegliche Erklärungsversuche? Müsste ich nicht schweigen und allein der Versenkung in die Bildwelt des Künstlers Raum geben?

Nein, ich wage zu sagen, was mich bewegt – auch auf die Gefahr hin, Eindeutigkeit zu erzeugen, wo es keine geben kann. Jedes Bild lebt ja erst in denen, die es betrachten. Fließende Farben, scheinbar formlos ineinander übergehend oder sich hart gegeneinander absetzend, der festgefügte Rahmen, über den die Farben hinausdrängen – das ist es nicht, was mich nachdenken lässt. Es ist vielmehr jenes gelbe Rechteck, das rechts oben quer über beiden Schenkeln des Kreuzes befestigt ist und das sich gegen beides sperrt: gegen die chaotisch wirkende Farbenwelt ebenso wie gegen die strikte Form des Kreuzes. Wie ein Heftpflaster

wirkt es, als müsse es eine dahinter liegende Wunde abdecken. Es passt sich nicht ein. Es verstört – auch weil es völlig monochrom ist: Ausschließlich Gelbtöne unterschiedlicher Stärke sehen wir.

So lange Franz Hitzlers Bild hier im Kirchenraum hängt, muss es sich gefallen lassen, dass sich Assoziationen einstellen, die unmittelbar in die biblische Vorstellungswelt hineinführen und aus ihr eine Interpretation dessen werden lassen, was sich für uns Christen mit dem Kreuz Jesu verbindet.

Denn in dieser Kirche wird das Kreuz eindeutig: wird zum Kreuz, an das Jesus genagelt wurde und an dem er starb, wird zum Zeichen derer, die aus seinem Tod leben.

Es ist der Kolosserbrief, der auf seine Weise versucht hat, dem ganzen, für sich betrachtet hoffnungs- und sinnlosen Geschehen der Kreuzigung Jesu einen tiefen, weit über das Ereignis hinausgehenden Sinn abzugewinnen und in ihm das Heil der Welt zu sehen. Für seine Interpretation nimmt er eine Anleihe aus der Welt der Ökonomie, wenn wir lesen:

*„Gott hat den Schuldbrief getilgt, der mit seinen Forderungen gegen uns war, und hat ihn weggetan und an das Kreuz geheftet.“ (Kolosser 2,14)*

Ob es auf Hitzlers Bild diese Urkunde sein könnte, die – bildlich gesprochen – unsere Schulden gegenüber Gott belegt und die am Kreuz heftet, weil wir durch Christus von aller Schuld gegenüber Gott befreit sind und sie darum wirkungslos geworden ist?

In der Vorstellungswelt des Kolosserbriefs könnte das Kreuz genauso aussehen, wie Franz Hitzler es gemalt hat: Über alles Fließende, Verwirrende, chaotisch Anmutende, über alle Gegensätze, die im Kreuz aufeinander treffen, legt sich dieser Schuldbrief – und verliert gerade dadurch

seine Berechtigung und Gültigkeit. Dann wäre das Kreuz Jesu tatsächlich der Ort eines Schulterlasses gegenüber Gott, der Ort einer bedingungslosen und grenzenlosen Befreiung. So jedenfalls deutet es auch ein neueres Passionslied: „Wir sind nicht mehr die Knechte / der alten Todesmächte / und ihrer Tyrannei. / Der Sohn, der es erduldet, hat uns am Kreuz entschuldete.“ Unser Schuldbrief: Da am Kreuz ist er – und weil er genau da ist, hat er keine Bedeutung mehr.

Ich weiß, liebe Gemeinde: Franz Hitzlers Bild so zu sich sprechen zu lassen, mag man als Vereinnahmung abtun. Dieses Risiko besteht. Aber es besteht immer, wenn wir uns einem Bild annähern. Mich jedenfalls spricht Hitzlers „Kreuz“ heute und hier an: Die Welt in ihrer ganzen Unbestimmtheit und mit all ihren unterschiedlichen Erfahrungen, die oft gleichzeitig auf uns einströmen, ist um umfasst vom Kreuz Jesu. Und alles, was uns von Gott trennt, ist durch ihn selbst aufgehoben. Denn auch das hängt am Kreuz.

Dies zu sagen und zu glauben, ist freilich nur denen möglich, die sich das „Wort vom Kreuz“ schon zuvor haben sagen lassen. Ohne die Predigt von Passion und Ostern spricht auch Hitzlers Kreuz-Bild eine andere Sprache. Das ist so. Und diese Unabgeschlossenheit müssen wir akzeptieren. Manchmal aber, nicht immer – manchmal darf auch sein Bild für uns eindeutig werden, ohne der Gefahr zu erliegen, zu begrenzen und einzufassen, „was unbegrenzt und unvorstellbar bleiben soll“, wie es Schönberg sagte.

Und damit sind wir wieder beim Anfang – bei dem bilderstürmerischen Furor des Landgrafen Moritz von Hessen. Ist Bildlosigkeit wirklich die angemessene Antwort? Ich meine, nein. Bilder sind nicht gegen die Predigt des Evangeliums auszuspielen. Da können wir Protestanten auf die Kraft des Wortes vertrauen! Bilder lassen uns, wenn überhaupt, doch nur den Gott wiedererkennen, von dem wir vorher schon gehört haben, sie sind fä-

